

Beiträge

Eine kleine Meditation über einen Ton*

Rolf Klüwer, Steinbach (Ts.)

Wenn ich gefragt würde, was mir als erstes als charakteristisch für Mario Muck einfiel, dann würde ich sagen: er ist ein Meister des Zuhörens, des Aufnehmens, und als ein solcher von seinen Patienten entsprechend Geschätzter. Ein Zuhörer, der den Sprecher beim Zuhören zu vermitteln vermag, *dass* er zuhört und aufnimmt, so dass das Mitgeteilte gut aufgehoben ist und sich der Mitteilende aufgehoben fühlen kann.

Und weil das bei ihm so ist, wird in meiner kleinen Ansprache das Hören auch im Zentrum stehen.

Kürzlich wurde mir von einem Konzertbesuch berichtet, bei dem sich etwas Ungewöhnliches ereignete. Ein junger, noch kaum bekannter Tenor sang. Er sang gut, und dann erklang in seinem Gesang ein Ton, ein einzelner Ton, der so schön war, dass er dem Erzähler Tränen in die Augen trieb.

Dieses Erlebnis gab mir zu denken. Was hat dieser ungewöhnliche Ton eigentlich berührt? Wie vermag er das? Ich denke, man wird mir zustimmen, wenn ich vermute: Der Ton rührt an eine geheimnisvolle Erinnerung.

Wie ich dem Buch „Echolalien“ von Daniel Heller-Roazen entnehme, hat der Sprachforscher Roman Jakobson herausgefunden, dass Kleinkinder vor der Zeit, zu der sie die ersten erkennbaren Worte bilden, über Artikulationsmöglichkeiten verfügen, die selbst der sprachbegabteste Erwachsene nicht zu erreichen vermag. Darum interessierte er sich für das Geplapper der Kleinkinder. In seinem Buch „Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze“, das er 1939 bis 1941 im norwegischen Exil schrieb, bemerkte er: „Ein lallendes Kind kann Artikulationen aufhäufen, die sich nie innerhalb einer Sprache oder sogar einer Sprachgruppe zusammenfinden: Konsonanten beliebiger Bildungsstelle, moduliert und gerundet, Zischlaute, Affrikaten (Verschlusslaute mit folgendem Reibelaut wie pf), Schnalze, kompliziertere Vokale, Diphthonge usw.“. Im Anschluss an weitere Forschungen kam Jakobson zu der Erkenntnis, dass den Lautbildungsfähigkeiten des brabbelnden Kindes in der von ihm so genannten „Blüte der Lallperiode“ keine Grenzen gesetzt sind. Im Bereich der Artikulation seien Kleinkinder zu allem fähig. Ohne die geringste Anstrengung vermöchten sie alle in menschlichen Sprachen vorkommenden Laute zu erzeugen. „Wie nun alle Beobachter mit lebhafter Überraschung

* Beitrag anlässlich der Feier zum 80. Geburtstag von Mario Muck am Frankfurter Psychoanalytischen Institut am 2. November 2008

bezeugen“, schreibt Jakobson, „verliert das Kind beim Übergang vom Vorsprachstadium zum ersten Worterwerb, also zur ersten wirklichen Sprachstufe, beinahe sein ganzes Lautvermögen. Offensichtlich ist für den Erwerb irgendeiner Sprache der Preis des Vergessens des grenzenlosen Lautrepertoires zu zahlen. Aber was wird aus der unendlichen Reihe der in der Blütezeit des Lallens produzierten Laute? Der Autor des Buches schreibt, er könne sich nur schwer vorstellen, dass sie für immer verschwunden seien und allenfalls nur eine Rauchspur hinterlassen hätten.

Ich unterstelle nun – und ich denke, man wird mir auch darin folgen – dass das Kleinkind nicht nur über diese Fähigkeit der Lautbildung verfügt, sondern zudem über die Fähigkeit zu emotionaler Erfahrung, kurz, dass die gelallten Laute sich mit so etwas wie Stimmungen verbinden; dass die Laute nicht nur zu hören sind, sondern sich für den Erzeuger auch anfühlen. Im träumerischen Ahnen (Reverie) zwischen Mutter und Baby wird davon vielleicht auch etwas kommunizierbar. Wir wissen ja inzwischen, dass in der Seele des Säugling ungleich mehr vor sich geht, als wir uns das noch vor Kurzem vorstellten. Die Schlussfolgerung liegt also nahe: dass nicht nur die Fähigkeit zu unbegrenzter Lautbildung verloren geht, sondern auch der Reichtum eines unbegrenzten Repertoires von „Anfühlungen“.

So kann ein Ton, vielleicht auch etwas Riechbares oder Sichtbares aufrufen, berühren, das von sonst nichts Bekanntem berührt werden kann, weil es mit nichts Bekanntem verknüpft ist. Alles Bekannte ist schon aus dem Raum der Möglichkeiten entlassen in den der Wirklichkeit, hat damit seine Potenzialität eingebüßt und ist – von dort her gesehen – nur mehr wirklich. Der Ton berührt etwas, das in unfasslicher Ferne, Lichtjahre entfernten und nicht erreichbaren Nichtwelt sein muss, und darum überwältigend wirkt, weil die Berührung eigentlich unmöglich und geheimnisvoll bleibt, ein Zauber der verzaubert, ein Erlöser aus einer in dem Augenblick wie unerlöst erscheinenden Wirklichkeit erscheint. Eine Botschaft aus der Ferne – wie weit entfernt müssen wir uns das vorstellen? – Nähe und Distanz sind hier in eigenartiger Weise unwirklich wirklich, denn verschmelzend nahe und unkenntlich entfernt. Wenn solche Botschaft ankommt, wirkt eine Berührung aus unerreichbarer Ferne. Unverwirklicht geblieben, am Rande einer bekannten und vertrauten Welt. Es gibt wohl irdische und himmlische Töne, wirkliche und mögliche. Das was berührt wird, wäre gerne wirklich geworden und hätte damit doch seinen Ort, der im Augenblick der Berührung wie im Himmel bei den Engeln erscheint, verloren. Darum der überwältigende Eindruck der Schönheit. Das stiftet Verbindung eigener Art und öffnet einen Raum – vielleicht auch den der Liebe.

Dies lässt sich nicht sagen, nur hören. Es ist nur ein Punkt, der sich ins All dehnt wie der Ton der Sonne, der unseren ganzen Weltraum füllt.

Ein Ton kann sehr mächtig sein und viel bewirken: ich denke nicht nur an die Mauern von Jericho, sondern an ganz feine Nuancen: er kann eine Zugehörigkeit ausweisen, wie bei den der Dialekten. So kann der Kölner den Kölner daran erkennen, ob er in der Lage ist, Bloodwoosch zu sagen. Nur die Kölner können dieses lang gezogene „oo“ so sprechen, dass es unverkennbar kölsch ist. In Korea mach-

te ich ebenfalls Erfahrungen sprachlicher Herausforderungen: wenn mich meine Begleiterin morgens vom Hotel abholte und wir uns durch den Verkehr Seouls quälten, hatten wir ausgiebig Zeit zu einem regelmäßigen Sprachunterricht. Bei der Überquerung des breiten Flusses sagte sie: This is han-wan – this is river Han. Ich wiederholte han-wan und konnte dann beim nächsten Mal schon ohne ihr Vorsagen han-wan sagen. Der Wagen vor uns war ein Hundai, und sie sagte: This car is a tschun däh, und ich wiederholte „tschun däh“. No, sagte sie, tschun däh. Ach so, tschun däh. No, tschun däh, und es ging eine Zeit so weiter. Doch ich konnte beim besten Willen den Unterschied nicht hören, musste es schließlich aufgeben und blieb im Stillen für mich bei „Hundai“. So kann ein Ton eine enorme Bedeutung bekommen, wenn er etwa zum Schiboeth wird, ob man als Freund oder Feind vor dem Stadttor steht und in der Nacht um Einlass bittet.

Hier wäre noch einiges Treffliche zu sagen über die Nuance in der Formulierung einer Deutung, die oft darüber entscheidet, ob der andere erreicht wird. Aber – es soll eine kurze Meditation bleiben.

So dürfen also wir vermuten, dass am Anfang unseres Lebens ein unermesslicher Reichtum besteht, der zugunsten von Verwirklichung verarmt. Der zu Tränen rührende Ton berührt demnach eine nicht verwirklichte, aber bereits gefühlte Möglichkeit. Eine unvorstellbare Möglichkeits-Welt; eine Möglichkeit von Erfüllung, repräsentiert durch einen Ton, der eine Erinnerung an ein Etwas ist, das noch keinen Namen, keine Gestalt und keine Form, noch keinen Container hat; keine Worte; das kein Etwas ist, aber das als ein Noch-nicht eine besondere Köstlichkeit hat, die durch kaum etwas Fassbares erreicht wird. Der Ton hat kein Objekt, an das er sich wenden würde. Er ist ganz für sich.

Diesem überwältigenden Eindruck von Schönheit, vermittelt durch den Ton, möchte ich gegenüberstellen den sinnhaften Zugang zur Wirklichkeit, den die englische Sprache so treffend mit common sense ausdrückt: der damit gemeinte gesunde Menschenverstand kommt zustande durch das Zusammenspiel aller Sinne, die dann ein Objekt identifizieren, das hör-, seh-, riechbar ist und sich anfassen lässt. Der unendliche anfängliche Reichtum von Möglichkeiten hat sich transformiert zu einer endlichen Verwirklichung, die zu bezahlen ist mit dem Verlust jenes Reichtums.

Während man unterstellen muss, dass es nicht nur die beglückenden Anführungen, sondern auch die schrecklichen höllischen geben müsste, kommt der Schönheit der unverwirklicht gebliebenen Sinnesempfindungen vielleicht doch ein besonderer Platz zu. So meint Meltzer, das Baby erträgt die Schönheit der Welt, repräsentiert durch das Auge und die Brust der Mutter nicht, und gerät in einen ästhetischen Konflikt, weil es in einer Überwältigung untergehen würde.

Sie werden längst vermuten, dass der Hörer des Tons das Geburtstagskind ist. Dass der Ton überhaupt so gehört werden konnte, das setzt natürlich auch ein Ohr voraus, dass ihn zuhören vermag und ich möchte ihm zu dem Glück gratulieren, über diese Gabe auch in seinem achten Jahrzehnt weiterhin verfügen zu können.

Prof. Dr. phil. Rolf Klüwer, Stettiner Str. 93, 61449 Steinbach (Ts.)